



# Ermländisches

# Kirchenblatt

Herausgegeben im Auftrag d. Bischöfl. Ordinariats zu Frauenburg.

✠ Bistumsblatt der Diözese Ermland ✠



Nr. 34 / 9. Jahrgang

Ausgabe für Elbing und Umgegend

Elbing, 25. August 1940

## Christlicher Realismus

Man staunt immer wieder und ist tief beglückt, wenn man da, wo die Kirche betet und das Wort der Schrift verkündet, es spürt, wie sie zugleich die wahren Aussagen macht über das Wesen und Leben des Menschen, ja wie sie überhaupt das echte Bild des Menschen durch alle Zeiten hindurch allein gewahrt und gerettet hat. Wir wüßten fast nicht mehr, was der Mensch ist, wenn wir auf das nur hören wollten, was von anderen im Laufe der Jahrhunderte über den Menschen ausgesagt worden ist. Mal ist der Mensch der Gott, der anbetend vor sich selbst auf den Knien liegt, er der „Einzige“, der die Welt um sich herum schöpferisch aus sich heraus gesetzt hat. Mal ist er ein Wellenschlag aus dem Meer des Lebens, der für einen Augenblick aufschäumt und dann wieder zurückfällt in das unendliche All. Oder wie es der Materialismus etwas weniger poetisch ausdrückt: ein höher entwickeltes Tier.

Zwischen sich selbst ver-götterndem Rausch einerseits und müder Resignation und auswegloser Verzweiflung andererseits trägt die Kirche das wahre Bild vom Menschen durch allen Wellenschlag der Zeit sicher und stetig hindurch. Auch am heutigen Sonntag kündigt sie uns in der Botschaft von Christus, dem Herrn des Lebens, der den Jüngling von Naim vom Tode zu neuem Leben ruft, wieder die letzten und tiefsten Wahrheiten über den Menschen.

Das ist ihr erster Satz vom Menschen: „Wenn einer sich einbildet, etwas zu sein, da er doch nichts ist,

betrügt er sich selbst.“ (Epistel). Das ist die wesentliche Erkenntnis von der Herkunft des Menschen: Da er doch nichts ist. Das ist echt christlicher Realismus. Der Mensch ist aus dem Nichts.

Und den Stempel seiner Herkunft trägt er allzeit in sich. Er ist immer „nahe am Nichts“. Er würde aus sich immer wieder in dieses Nichts zurückstürzen, wenn er nicht von anderswoher über dem Nichts gehalten würde. Und der ihn hält, kann nur der sein, der ihn aus dem Nichts herausgerufen hat. Das ist der, der allein das Sein aus sich selbst besitzt und darum allein dieses Sein auch anderen Wesen mitteilen kann. Und das ist Gott. Gott hat den Menschen aus dem Nichts gerufen, und Gott allein hält auch den Menschen über dem Nichts.

Das ist der zweite Satz: „Was der Mensch sät, das wird er auch ernten. Wer im Fleische sät, wird vom Fleische Verderben ernten“. Fleisch, das ist der Mensch, der in sich selbst stehen will. Der nicht vom Geiste Gottes sein Leben empfangen will. Das Fleisch aber trägt den Todeskeim in sich. Es unterliegt dem Gesetz der Verwesung. So stürzt der Mensch, der in sich selbst beharren, der sich dem Geiste Gottes nicht öffnen will, ins Verderben. In dieser Selbstbeharrung, in dem Sichsperren gegen Gott, von dem der Mensch Sein und Leben hat, liegt das Wesen der Sünde. Liegt aber auch der ganze Unsinn der vermeintlichen Selbstbehauptung des Menschen gegen Gott. Es ist Abfall von seinem eigenen Sein.

Der den Menschen ins Leben gerufen hat, ist Gott. Ist



St. Johannes der Täufer  
Standbild von Lorenzo Bellini in der kath. Hofkirche in Dresden



## Gott hat sein Volk heimgesucht

Lut. 7, 11 16.

In jener Zeit ging Jesus in eine Stadt mit Namen Naim. Seine Jünger und viel Volk begleiteten ihn. Als er nahe an das Stadttor kam, trug man eben einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Witwe war. Viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Als der Herr sie sah, ward er von Mitleid über sie gerührt und sprach zu ihr: „Weine nicht!“ Dann trat er hinzu und rührte die Bahre an. Die Träger aber standen still. Und er sprach: „Jüngling, ich sage dir: steh auf!“ Da richtete sich der Tote auf und fing an zu reden. Und Jesus gab ihn seiner Mutter. Da wurden alle von Furcht ergriffen; sie lobten Gott und sprachen: „Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.“

## Liturgischer Wochenkalender

Sonntag, 25. August. 15. Sonntag nach Pfingsten. Semidupl. Grün. Gloria. 2. Gebet vom hl. König Ludwig, Bekenner. 3. von allen Heiligen. Credo. Dreifaltigkeitsprästation.

Der Gott, der in Christus als Herr des Lebens an der Bahre des toten Jünglings steht und zu dem Toten spricht: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!“ Im Anruf Gottes fängt der Mensch an zu leben. Deffnet der Mensch seinen Mund, um zu reden. Der Mensch lebt und redet nur, weil Gott ihn gerufen hat. Der Ruf zum Leben ist durch Christus nicht nur Ruf zum irdischen, natürlichen Leben geworden. Durch den Ruf Christi ist der Mensch zugleich hineingerufen worden in das ewige Leben Gottes. Hierin liegt die ganze Größe und zugleich die unendliche Spannung des christlichen Menschenbildes: Aus dem Nichts zur Teilnahme an dem unendlichen Leben Gottes. Das ist die ganze Wahrheit, aber auch die ganze Größe des Menschen: Er ist aus dem Nichts und bleibt aus sich immer in der Nähe des Nichts, und doch nimmt er teil an der ganzen Seins- und Lebensfülle Gottes.

Daraus folgen dann von selbst die praktischen Regeln für das Verhalten der Christen zueinander: „Wenn wir im Geiste (d. h. aus dem Geiste Gottes) leben, dann laßt uns auch im Geiste wandeln.“ Daraus folgt die echte Demut, die Wahrhaftigkeit ist; die Bescheidenheit untereinander, die Hilfsbereitschaft, da wir doch alle die gleiche Last unserer Herkunft aus dem Nichts zu tragen haben, die Last, die einen jeden von uns immer wieder in dieses Nichts hinabziehen will. Darum „laßt uns nicht nach eitler Ehre trachten, einander herausfordern, einander beneiden! Wenn auch einer von irgendeinem Fehler überrascht wird, so unterweist ihn als geistig Gesinnte im Geist der Sanftmut! Habe acht auf dich selbst, damit nicht auch du versucht werdest. Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“ Josef Lettau.

## „Ich dien“

Unsere Sprache besitzt ein streng verpflichtendes Wort, auf dessen getreuer Erfüllung alle menschliche Gesittung beruht. Es heißt: dienen. Zum Dienen ist der Mensch geboren. Nur dienend erfüllt er seine Daseinsaufgabe. Zu dienen hat er in erster Linie Gott, seinem Schöpfer und Herrn. Zu dienen hat er seinen Mitmenschen im alltäglichen Zusammenleben: in der Familien- und Hausgemeinschaft, in der Nachbarschaft, in der staatlichen Gemeinschaft. Zu dienen hat der Mensch, ebenso wie dem ewigen Vaterlande als dem letzten Ziel seines Lebens, dem irdischen Vaterlande, in dem er wurzelt und dessen Wohlergehen auch das seinige ist.

Dienen? Warum und wozu? Der größte aller Lehrer, der je über die Erde geschritten ist, hat der Menschheit unmißverständlich erklärt (Matth. 20, 26–29): „Wer unter euch groß werden will, der sei euer Diener. Wer unter euch der erste sein will, der sei euer Knecht. Ist doch auch der Menschensohn nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösepreis für viele.“

Es wird heute überall und freudig in deutschen Landen gedient. Die Aufgaben dieses Krieges haben unser Volk in einer preiswürdig einmütigen Dienstbereitschaft angetroffen. Es ist das große Erleb-

Montag, 26. August. Hl. Zephyrinus, Papst und Martyrer. Simpl. Rot. Gloria. 2. Gebet von allen Heiligen. 3. nach Wahl.

Dienstag, 27. August. Hl. Joseph Calasanza, Bekenner. Dupl. Weiß. Gloria.

Mittwoch, 28. August. Hl. Augustinus, Bischof, Bekenner und Kirchenlehrer. Dupl. Weiß. Gloria. 2. Gebet vom hl. Martyrer Hermes. Credo.

Donnerstag, 29. August. Enthauptung des hl. Johannes des Täufers. Dupl. maj. Rot. Gloria. 2. Gebet von der hl. Martyrin Sabina.

Freitag, 30. August. Hl. Rosa von Lima, Jungfrau. Dupl. Weiß. Gloria. 2. Gebet von den hl. Martyrern Felix und Adactus.

Sonnabend, 31. August. Hl. Raymond Nonnatus, Bekenner. Dupl. Weiß. Gloria.

## Trauer und Trost

„Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ (Matthäus 11, 28.)

25. August: Lukas 7, 11–16: Jesus an der Totenbahre. — 1 Könige 17, 17–24: Elias und der Sohn der Witwe.

26. August: Lukas 13, 10–17: Die heilende Hand.

27. August: Lukas 7, 36–50: Die größte Not.

28. August: Matthäus 11, 25–30: „Kommt alle zu mir!“

29. August: Hebräer 10, 32–39: Standhafte Ausdauer.

30. August: Römer 8, 18–28: Schöpfungen in Wehen.

31. August: Psalm 30 (31): „In deine Hände empfehle ich meinen Geist.“

nis, das alle Deutschen erfasst hat. Dienen, das früher eine Sache des harten Muz war und immer etwas Demütigendes an sich hatte, ist zu einer Sache des Dürfens geworden. Der uralte Wappenspruch eines deutschen Fürstengeschlechtes ist von selber der Wahlspruch aller Deutschen geworden: Ich dien. Und wir Christen folgen diesem Rufe umso lieber, als unser Herr und Meister Jesus Christus uns mit seinem Beispiel im Dienen für seine Mitmenschen vorangegangen ist bis zum bitteren Tod am Kreuze. W.-R.

## Der hl. Johannes der Täufer

Zu unserem Titelbilde.

Unser Titelbild, eine Statue des hl. Johannes des Täufers von dem Statuener Lorenzo Bellini in der katholischen Hofkirche in Dresden, zeigt den Heiligen, dessen Todestag die Kirche am 29. August begeht, in der Vollkraft seiner überragenden Persönlichkeit. Dieser Gestalt darf man es zutrauen, daß sie auch dem König gegenüber das Recht und die Gehege der Sittlichkeit vertritt.

Herodes Antipas, der Enkel des Herodes des Großen, hatte Herodias, die Gattin seines Bruders Philippus, zum Weib genommen. „Es ist dir nicht erlaubt, das Weib deines Bruders zu haben“ erklärte der gewaltige Buzprediger dem damals in Galiläa herrschenden Fürsten. Auf Betreiben der Herodias ließ der König den unbequemen Mahner ins Gefängnis werfen. In der Enge der Feste Machärus am Ostufer des Toten Meeres verbrachte der Mann der weiten Wüste nun seine Tage, von Herodes selbst offenbar geschätzt und sogar oft um Rat gefragt. Der Haß der Herodias gegen den Heiligen aber glühte weiter, vielleicht gerade durch des Herodes Neigung zu Johannes immer neu belebt. Das ehebredigerische Weib suchte Gelegenheit, Johannes zu töten. Da aber die damals im herodianischen Hause beliebten Mittel, Gift und Dolch, versagten, weil sich niemand den Zorn des Königs zuziehen wollte, mußte mit echter Weiberlist Herodes selber dazu gebracht werden, dem Täufer das Leben zu nehmen.

Diese Gelegenheit ergab sich am Geburtstag des Königs. Ein Gastmahl fand statt, an dem der Adel des Landes, die Generale und Diplomaten teilnahmen. Als die Stimmung schon vorgeschritten war, bot sich den Gästen ein besonderes Schauspiel: des Königs Stieftochter Salome tanzte. Und der König und seine Gäste waren so bezaubert, daß Herodes dem Mädchen versprach: „Verlange von mir, was du willst, ich werde es dir geben.“ Und auf Wunsch der Herodias, die anscheinend den Tanz inzeniert hatte, um Herodes herauszufordern, forderte Salome das Haupt des Johannes auf einer Schüssel. Der König, der sich vor seinen Gästen scheute, seiner besseren Einsicht Raum zu geben und die Forderung abzulehnen, ließ den Heiligen enthaupten und sein Haupt der Salome übergeben, die es ihrer Mutter brachte.

Es war derselbe Herodes, dem der Heiland in seiner Passion als Galiläer vorgeführt wurde. Auch hier war Herodes der Schwächling, der es weder mit Pilatus noch mit den Juden verdröben wollte. Er zeigte sich neugierig auf ein Wunder, aber Jesus antwortete ihm nicht. Da verspottete Herodes den Herrn, wie es schon die Juden und Soldaten taten, und schickte ihn in einem weißen Kleid zu Pilatus zurück. Herodes und seine Frau Herodias fielen wenige Jahre nach Christi Opfertod in Ungnade beim römischen Kaiser. Herodes wurde nach Gallien verbannt, und seine Frau folgte ihm in das unwirkliche Land. Salome aber heiratete später ihren Oheim Herodes Philippus und nach dessen Tode ihren Vetter Aristobulos von Chalkis, den letzten König von Kleinarmenien. Bemerkenswerter Weise gibt es über sie außer der Hl. Schrift und dem Geschichtswerk des Josephus noch ein historisches Zeugnis, nämlich eine Kupfermünze, auf der sich auf der einen Seite das Bild ihres zweiten Gatten und ihr eigenes Bild befinden.

# Wieder aufwachen!

## Naim.

Auf der Bahre liegen, die Augen aufschlagen und Christus sehen — das ist auch unser aller Herzenswunsch. Von Christus an der Hand genommen werden — das ist unsere Sterbehoffnung. Von Christus in ein neues Leben gebracht werden — das ist der Trost über christlichen Gräbern.

Deswegen haben wir den Bericht über den Leichenzug von Naim so gern, weil wir darin sehen, wie es auch uns ergehen soll.

Wir hören vom Gesetz der Härte, das im Sterben liegt. Sterben ist immer schwer, auch für den gläubigen Menschen. Sterben, das gewaltsame Abreißen des Lebensfadens, ist immer schmerzgeladen. Und dann noch gar, wenn es „der einzige Sohn seiner Mutter“ ist.

Wir hören vom Mitleid der Bekannten und Verwandten. „Viel Volk ging mit ihr.“ Wie tröstlich ist es doch, wenn andere Anteil nehmen an unserem Schmerz. Wenn man nicht allein dasteht in der Wüste seiner Trauer. Wenn man nicht alles allein bedenken und besorgen muß, was der Todesfall an Erledigungen mit sich bringt. Aber die aufgerissene Lücke wird auch durch die wohlgemeinte Anteilnahme nicht überbrückt.

Es gibt für den Tod eben nur eine Lösung und Erlösung. Und diese ist dann da, wenn an das Totenbett der Heiland selber tritt und spricht: „Ich sage dir, stehe auf!“

Auch uns ergreift die Furcht und das Lob Gottes, wenn wir an dieses Mögliche denken, was uns alle beim Sterben erwartet.

Welche unendliche Aussicht — wir wachen wieder auf. Aber wozu?

## Endlich daheim.

Dort, wo jetzt zum drittenmal unsere Soldaten gekämpft haben, auf den Höhen von Spichern, liegt ein Soldatengrab aus dem Kriege von 1870. Als einzige Umschrift steht dort zu lesen: „Sie verlangten nach einem besseren Vaterland.“ Aufwachen und daheim sein — schöner kann man den Tod nicht umschreiben. Aufwachen und immer glücklich sein — was bietet dagegen die Erde? Ist es nicht wirklich kurz und nichtig und so schnell vorbei, was diese Welt dem Menschenherzen bietet! Jugend ist schön, Rosen sind schön, die Liebe ist schön, und der Reichtum ist schön, und der Ruhm und der Erfolg — aber wie kurz ist das alles. Was aber auf uns wartet, ist immer und ohne Ende und immer beseligend und immer neu.

Was heidnische Philosophen vom „Glück“ erwarteten, daß es ein Leben sein müßte in Ruhe und Frieden, ohne Unterbrechung, ohne Ende (Boethius), das wartet auf uns, wenn wir die Augen aufmachen und Christus uns ruft. Christliches Sterben ist kein Grauen, es ist ein sehnliches Erwarten.

## Immer Feiertag.

Was ist mit uns, wenn wir hier unsere irdischen, müden Augen zumachen und dann nach der schmalen Strecke, welche der Tod ist, wieder aufwachen? Was erwartet uns dann? Der heilige Augustinus hat uns belehrt: „Wir werden dort immer Feiertag haben, wir werden feiern und schauen, wir werden schauen und lieben, wir werden lieben und froh sein. Und siehe, das wird sein ohne Ende.“

Es lohnt sich schon, nach diesem letzten Ziele zu streben. Dieser Lohn, diese Herrlichkeit liegt in der Anschauung Gottes. Endlich Gott sehen, wie er wirklich ist, wie er unser Leben gemeint hat, wie er mich gesehen hat von Ewigkeit her, wie er unsere Leiden und Schicksalsschläge gemeint hat — endlich Klarheit.

Wenn unsere menschlichen Worte doch nicht so arm und so leer wären, um das auszudrücken: die Anschauung Gottes ist unsere Seligkeit. Klingt es nicht zu winzig und zu klein, als daß es hinreichend könnte, für alle Sorgen und Mühen, Arbeiten, Leiden und Qualereien, für alles Herzleid und alles Erdenweh ganze Entschä-

digung zu bieten? Entspricht das der Erwartung, die wir uns vom Himmel machen? Kann das all unser Erdenheimweh nach einer glücklichen Zukunft befriedigen?

Vergeht nicht, Christus weckt uns auf. Eins hat er uns schon darüber gesagt: „Freuet euch und seid froh an jenem Tage, denn sehet, euer Lohn wird groß sein im Himmel.“ Es ist der treue Gott, der uns diesen Lohn verspricht. Es wird ein großer, unvorstellbarer Lohn sein, der kein anderes Maß kennt als Gottes Größe selbst.

## Wir werden schauen.

„Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und kein Menschenherz hat es empfunden, wie Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ Welche Unendlichkeit liegt da vor uns! Welche Räume werden sich vor uns auftun! Welche Weite! Wir werden den Gott schauen. Ihn, der sich selbst genügt und niemandes bedarf. Ihn, der durch eine Ewigkeit war, ohne gekannt zu sein als von sich selbst. Ihn, der die Seligkeit aller Geschöpfe ist, der allen das Sein gibt und es von keinem erhält. Ihn, der von keinem Orte umfaßt wird und doch überall wohnt. Ihn, der von keinem gesehen wird und doch alle sieht. Ihn, der von keinem belehrt wird und doch alles weiß. Ihn, der das Weltall trägt, ohne eine Last zu fühlen. Ihn, der für alles sorgt und doch nicht ermüdet. Ihn, der immer austeilt und doch nie ärmer wird.

In Ihm werden wir schauen das Urbild von allem, was uns hier auf Erden an Schönerem gefällt und erfreut und entzückt. Und das alles wird so überwältigend sein, so wie es die große hl. The-ressa ausdrückte, als sie nach einer Vision ausrief: „Ich habe gesehen, ich habe gesehen, ich habe gesehen.“

## Immer geliebt.

Die Sehnsucht nach dem Himmel ist unser Heimweh nach der ewigen Liebe. Nach der Kälte und der Einsamkeit und der Verlassenheit dieser Welt kommt auch für uns der Ozean der Liebe Gottes. „Ich habe gefunden, den meine Seele liebt.“ Der verlorene Sohn kehrt heim in sein Vaterhaus, der ausgeplünderte Wanderer in die sichere Herberge. Wie ist das herrlich für die Seligen, von Gott ihrem Schöpfer und Erlöser geliebt zu werden, von ihm, der so unendlich reich, so unendlich schön, so unendlich liebenswürdig, so unendlich vollkommen, so unendlich glücklich ist!

Die Seligen lieben zwar Gott aus ganzem Herzen, aus ganzem Gemüt, aus ganzer Seele, aber so, daß das ganze Herz und das ganze Gemüt und die ganze Seele nicht ausreichen, um Gott ihrem Wunsche gemäß zu lieben. Dem Maß der Liebe entspricht das Maß der Freude: in demselben Maße werden sie sich freuen, in dem sie lieben“ (St. Anselm).

## Ich hoffe.

Daß unser einstiges Erwachen so sein möge, das ist unsere Hoffnung. Alle Bitterkeit, alles Grauen wird dem Sterben genommen, wenn Christus dahintersteht. Wer den Glauben an ihn, an sein Wort, an seine Verheißungen hat, der hofft auf ein solches Erwachen.

Ganz gleich hinter welchem Stadttor wir liegen werden, Christus ist überall. Er sagt uns: „Stehe auf!“ Und das wird dann ein wunderliches Aufwachen sein! G. G.

Im Regierungsbezirk Zichenau hat der Leiter des Denkmalsamtes der Provinz Ostpreußen in etwa 50 Ortschaften mittelalterliche Kirchen festgestellt. In der Hauptsache handelt es sich um Kirchen des Deutschen Ritterordens oder um solche, die im Stile der Deutschritter erbaut wurden.

## Ave verum . . .

Von D. Strehlen.

Sooft Wolfgang Amadeus Mozart seine Gattin Konstanze in Baden bei Wien besuchte, wo sie die Kur gebrauchen mußte, gab es auch ein fröhliches Beisammensein mit Stoll, dem bewährten Regenschori der Stadtpfarrkirche. So sehr es aber auch den großen Komponisten drängte, dem verehrten Freunde für seinen Chor eine ganz spezielle Freude zu machen, so wenig Zeit blieb ihm dafür.

Wenn auch „Die Zauberflöte“ so gut wie fertig und das „Requiem“ des geheimnisvollen Auftraggebers in seinen Grundrissen durchdacht war, so gab es doch noch tausend andere Dinge, Sonaten, Klavierkonzerte und nebenbei noch das nervenaufreibende Stundengeben, von den vorübergehenden Bewußtseinsstörungen, Schwindelgefühlen und unheimlichen Kopfschmerzen während der letzten Monate überhaupt nicht zu reden.

„Du siehst nicht gut aus, Wolferl!“ sagte Konstanze besorgt, wenn Mozart zu ihr kam. „ein bißchen ausspannen tät dir gewiß nicht schaden!“

Da war er jedesmal ganz entsezt: „Aber, Stanzi, jetzt gehts doch wirklich nicht! Der Schitaneber drängt mich, nach Prag muß ich, und dann das „Requiem“. Du weißt, die Leute sind einmal von mir gewohnt, daß ich Wort halt!“

„Leider . . .“ entfuhr es unwillkürlich der fürsorglichen Gattin, aber da brauste Mozart auf: „Kind, so was hör' ich absolut nicht gern, leider . . .!“ Er seufzte. „Man muß sich auf das verlassen können, was einer versprochen hat . . .“

„Und der Stoll, was ist mit dem Stoll, gelt, der kann warten!“ schote sie etwas gereizt.

Mozart stunkte.

„Auch ihn hab' ich nicht vergessen, und du kannst sicher sein, daß ich ihn zufriedensstelle!“ Er griff sich an den Kopf. Ein leises Unbehagen hatte ihn jäh wieder ergriffen, aber er wollte nicht nachgeben, ehe er seinen Auftraggebern gerecht geworden war.

Länger als sonst ging er heute mit Konstanze spazieren. Der Abend war auch ganz wundervoll, still und friedlich, und aus allem flog ihm Musik entgegen, lockte und rief: Form mich, fang mich ein für die Menschen!

Doch da hing ihm die Gattin im Arm und sprach von den Sorgen und Schulden und wie der und jener befriedigt werden müsse, damit er wieder etwas borge, weil die Kinder nichts zum Anziehen hätten und die Kur so teuer sei. O, Muse, warum kommst du in dieses Alltagselend herein mit solcher Urganz, daß ich fast taub werden möchte für deine Stimme?!

Aber so sehr er sich auch wehrte, umso süßer warb und lockte dieser herrliche Abend.

Er mußte nicht, soll er nach Wien zurückfahren, um noch zu arbeiten, oder doch lieber hier bleiben bei Stoll, wie es schon manchmal der Fall gewesen. Aber Konstanze lag ihm doch ewig in den Ohren mit den Alltagsorgen und auch ein bißchen Vorwürfen, daß er trotz seiner ruhelosen Arbeit eigentlich gar so wenig verdiene.

Gar nicht böse war er deshalb, als sie plötzlich vor der Postkutsche standen. Konstanze mußte ohnehin wieder in ihr Hotel zum Abendbrot. Rasch nahmen sie voneinander Abschied. Frau Mozart eilte davon.

„Eigentlich hab ich keinen rechten Platz mehr, Herr Kapellmeister, aber wenn Sie durchaus heute noch nach Wien wollen . . .“ meint da der Schwager verlegen, als sich der Künstler zum Einsteigen anschickt.

War das ein Wink von oben? „Gut, dann bleibe ich und fahre

## Sankt Augustinus am Meeresstrand

Zum Fest am 26. August.

Sankt Augustinus wandelte versenkt in tiefstes Sinnen an des Meeres Säumen.

Der laut die Wogen, leise die Wolken lenkt, der beiden Stürme schickt und Sonne schenkt, dem galt sein Grübeln, Raten, Rätseln, Träumen.

Wie der Dreifaltige, Vater, Sohn und Geist, zwar drei Personen wären, doch ein Wesen, kein Dreiklang, der sich aus drei Tönen speist, wo jeder höher klingt und anders heißt, doch einer nie der volle Klang gewesen.

Da sah er eines Knaben Spiel im Sand: mit einer Muschel, die er fand am Strand, in eine Grube, wie die hohle Hand, er schöpfte, goß, im Eifer hingebogen.

„Was tust du hier, so unbekrent allein?“ Der Heilige stand erstaunt beim Mühlen des Knaben.

„Ich füll' das Meer in diese Grube ein.“

„Du kleiner Tor, es wird vergeblich sein! Und hättest tausend Gruben du gegraben; und schöpfest du beharrlich und mit Eifer — nie fäfstest du der Wogen Urgewalt, des Meeres unermesslichen Gehalt! Du würdest eher zur Verzweiflung reifer.“

Der Knabe lächelte: „Was ich hier tue, ist klein, an deinem großen Wahn gemessen. Den Tropfen Meer deckt Gottes Finger zu, sein Schöpfer, dessen ewiges Wesen du ergründen willst in menschlichem Vermessen.“

Sankt Augustinus wunderte sich sehr, ihm war's wie einem Blinden oder Tauben, dem Heilung ward.

Plötzlich erkannte er: Neugier nach Gott macht nur gedankenschwer. Sein Wesen waltet unerforschlich, hehr. Gott kann nur Gott verstehen. Die Menschheit aber glauben.

Dies demütig dem Kinde zu bekunden, hob er den Blick. — Der Knabe war verschwunden. Nach Lope de Vega.

## Philipp Jeningen

Von Johannes Kirchweng.

Auf dem Schönenberg bei Ellwangen im Schwäbischen ragt eine mächtige Wallfahrtskirche zu Ehren der Gottesmutter in den Himmel. Um das Jahr 1700, in das wir den Leser hineinführen wollen, war sie noch neu und strahlte den ganzen Glanz des Eifers aus, der so ein Gotteshaus erstehen läßt. Und da stieg ihr nun der Mann entgegen, dem sie hauptsächlich ihr Entstehen verdankte, und der war gar nicht so von Nebel erfüllt, wie er hätte sein können, sondern von Behmut und leiser Trauer. Dieser Mann war der Jesuitenpater Philipp Jeningen. Er war im Jahre 1642 zu Eichstätt geboren, 1672 ebendort zum Priester geweiht worden und wirkte nun seit zwanzig Jahren in Ellwangen.

Er war also von Behmut erfüllt, und das kam daher, daß er heute morgen Nachrichten von Brüdern aus Indien erhalten hatte. Briefe hatte er bekommen, auf denen noch ein wenig die Sonne jener fernen Zonen zu brennen schien, Briefe, die braune Hände über gewaltige Berge getragen hatten und schlanke Schiffe über den Ozean. In ihnen war zu lesen, wie das Reich Gottes wuchs. Philipp Jeningen gedachte der heiligen Träume seiner Jugend, denen er nie ganz abgeschworen hatte und auf deren Schwingen er gleichfalls in jenes ferne Märchenland Indien gezogen war, um es für Christus den Herrn zu gewinnen.

Manche Menschen meinen wonders, was Großes es sei, irdischen Träumen und Sehnsüchten zu entsagen, Dingen, von denen man nur den Abstand einiger Jahre gewinnen muß, um zu erkennen, wie wenig man in ihnen ausgegeben hat. Wie viel schwerer ist es doch, der heldenhaften Sehnsucht eines jungen gläubigen Herzens Valet zu sagen! Wieviel härter ist es doch, in dem Verlangen zu brennen,

morgen früh!“ sagte Mozart. Nachdenklich ging er davon und lenkte seine Schritte ins Gotteshaus.

Einsam wie stumme Wächter standen die Bankreihen in dem düsteren Kirchenschiff, nur vorn, wo hinter güldenem Schrein die menschgewordene Liebe in Brotsgestalt immer allgegenwärtig ist, glühte das ewige Licht.

Mozart war in die Knie gesunken und blickte unverwandt auf den Altar. In seinem Innern hatten sich die werbenden Stimmen geklärt und drängten mystisch in ihm zu hehrer Anbetung.

Bist du nicht der Ursprung alles Seins und die Glorie jeglicher Empfindung, ist nicht in dir der Ausgang und das Ende?

Das zuckende Antlitz in den schmalen Künstlerhänden vergraben, grüßte Mozarts Seele voll Innigkeit das wunderbare Geheimnis. Verunken war all der häßliche Alltagsjammer mit seinen Sorgen, und die Stimmen, die erst zu einem leichtsinnigen Menuett gedrängt hatten, sangen nun andachtsvoll: „Ave verum!“ Der Meister riß ein Notenblatt aus seiner Brusttasche und warf eine kleine Skizze hin, kniend, in Andacht versunken, wie er war; dann erhob er sich und eilte zu Stoll.

„Endlich konnte ich mein Versprechen doch einlösen!“ rief er in seiner lebhaften Art und reichte ihm die Schrift. Der Regenschorl summete leise die Melodie.

„Du, Mozart, ich glaub, das ist bald eines deiner schönsten Sachen!“ sagte er dann. „Vielen Dank einstweilen und sobald wie möglich wirts in eine Messe eingeschoben, so zwischen Wandlung und Kommunion, da paßt's am besten! Eigentlich hättest du das dem Komponisten vom „Don Juan“ gar nicht zugetraut!“

Mozart lächelte schmerzlich. „Meinst du wirklich, daß es zu etwas taugt,“ fragte er dann bescheiden, „zum erstenmal hab ich mich dabei

den süßen und heiligen Namen Jesu bis zu den Grenzen der Erde zu tragen, und dann für immer und endgültig auf den engen und gewohnten Raum der Herkunft verwiesen zu werden! Und winkte in Indien nicht außer der Weite der Arbeit und der unermesslichen Verheißung der Ernte die Möglichkeit des Martyriums! Als die Welt weit wurde um die Mitte unseres Jahrtausends und sich aufrollte wie eine Landkarte, von der man bis dahin nur einen schmalen Streifen hatte sehen dürfen, da war das für die glühende Jugend der Kirche nichts anderes als ein brausender Ruf zum Weitmachen der Herzen. Der Wind, der von bisher ungeahnten Meeren und Ländern her wehte, war ihr das erschütternde Seufzen der Welt, die nach Wiedergeburt verlangte. Es trieb sie, Vater und Mutter und Heimat und Freunde zu verlassen, um diesem Ruf zu folgen und — Jünglinge, die sie waren — Väter des neuen Lebens zu werden.

Ach ja, Philipp, bis in die gute schwäbische Stadt Ellwangen hat dich deine Sehnsucht getragen, das ist nun dein Indien, und dein Martyrium wird darin bestehen, diesen heißen sonnenüberstrahlten Junitag im Beichtstuhl zu sitzen, hübsch im Schatten und in der Kühle! Aber wie er sich dies Letzte sagte, Philipp Jeningen, da schüttelte er über sich selber den Kopf. Das war nun doch nicht richtig, Kühle und Schatten! Ach nein, wenn er ein paar Minuten nur im Beichtstuhl saß, dann glühte und brannte er und verspürte bis ins Herz hinein, daß hier unheimlichere Meere zu befahren waren und tapferere Taten zu vollbringen, als je von einem Indienfahrer verlangt wurden.

Vor der Kirche drängten sich schon die Gläubigen, die auf ihn warteten, Männer und Frauen, Kinder und Greise. Viele Gesichter kannte er schon, und die Art aller war ihm vertraut, und wie er sie so vor sich sah, da offenbarte ihm sein und ihr Herr, wieviel von seinem, Philipp Jeningens, Glauben und Hoffnung und Liebe, wieviel von seiner Arbeit und von seinem Leiden in ihre Gesichter hineingezeichnet war, in ihre Seelen und in ihr ewiges Schicksal, und eine geheimnisvolle Stimme sprach zu ihm: „Ecce India tua! Siehe, hier ist dein Indien!“

Als er das Kirchtor erreicht hatte, warf sich plötzlich ein schon grauhaariger Mann zu seinen Füßen nieder und bat ihn schluchzend um Verzeihung. Er hob ihn auf und sah ihm in die Augen und erkannte ihn. Es war einer von den vielen, die ihn auf seinen apostolischen Gängen über Land nicht nur beschimpft, sondern auch mißhandelt hatten, und dieses Gesicht war ihm besonders in Erinnerung geblieben, weil er damals so darüber staunen mußte, daß ein so edles Gesicht so vom Haß verzerrt werden konnte. Nun war seitdem schon manches Jahr vergangen, und da sank dies gleiche Antlitz zu seinen Füßen, und die letzte Spur — ach! längst nicht mehr des Hasses — sondern nur einer letzten nachwirkenden Verworrenheit wurde von Tränen hinweggeschwemmt. Der Büßende sagte aus seinem Schluchzen heraus: „Pater Philipp, Ihr habt diese Kirche erbaut, sie ist wunderschön. Aber ich sage euch, Ihr habt diese Stadt und dieses Land zu einer Stadt und zu einem Land Gottes gemacht, das ist viel mehr!“

Philipp Jeningen war besorgt, die Umstehenden könnten diese Reden hören, die seiner Demut so übel behagten, und zog den Redenden eilig in die Kirche. In der Kirche aber mußte er für einen Augenblick sein Antlitz mit den Händen bedecken, sie war so voller Glanz, als wenn er den Büßenden bereits in die Herrlichkeit Gottes geführt habe.

Die Fuldaer Bischofskonferenz findet dieses Jahr in der 4. Augustwoche statt.

Das Bistum Münster feiert das Zwölffjahrhundert-jubiläum des hl. Ludger, seines Gründers. Um 744 in Friesland geboren und Schüler des hl. Gregor von Utrecht, erhielt er von Karl d. Gr. im Nordosten Frieslands 5 Gaue als Missionsgebiet zugewiesen. Um 794 errichtete er das Bistum Mimigardeford, das spätere Bistum Münster.

so recht aufs Jenseits gestreut!“

„Na, da kannst du dich schon noch lange freuen mit deinen 35 Jahren!“ sagte Stoll. Mozart erhob sich. „Glaubst du das wirklich?“ wollte er schon fragen, unterließ es aber.

Was wußten denn die andern, wie er sich oft fühlte . . . Und doch lang und klang es heute so verheißungsvoll in ihm wie die Erfüllung einer ewigen Sehnsucht nach Frieden und hehrem Glück. Genau so wie es uns noch jedesmal aus tiefster Seele ergreift, wenn wir ihm andachtsvoll lauschen, Mozarts unvergänglichem „Ave verum“.

### Ein Kreuz aus des hl. Bonifatius Zeit.

Durch die Neuordnung des Stadtgeschichtlichen Museums in Frankfurt am Main hat ein altes unscheinbares Steinkreuz an hervorragender Stelle Aufstellung gefunden. Eine runenhafte Inschrift auf diesem aus spätmorwingischer Zeit stammenden Kreuz fündet: „Hic Bonifatius Quievit!“ (Hier ruhte Bonifatius!) Das Kreuz erinnert nämlich an die Ueberführung des Leichnams des Heiligen nach Fulda, wo er seinem Wunsche gemäß beigesetzt werden sollte. Der Apostel der Deutschen war am 5. Juni 754 von den Friesen erschlagen worden, und wenige Wochen später bewegte sich der Trauerzug, nachdem die Leiche bei Hochheim über den Main gefehrt war, über das Vorgebirge des Taunus durch die Wetterau nach dem alten Bischofssitz. Ueberall dort aber, wo der Trauerzug haltmachte, entstanden später Kapellen oder Kreuze, und das Kreuz des Frankfurter Stadtgeschichtlichen Museums ist eines dieser uralten Kreuze.

## Die Enterbten / Von Bruno vom Haff

V.

### Rechte Wertung.

Nun darf man aber die Erbsünde und ihre Folgen für uns Christen (siehe die Aufsätze in Nr. 16, 18, 19 und 33 des Erml. Kirchenblattes!) auch nicht überschätzen. Die Erbsünde liegt in der Entgnadung der Seele bei der Geburt. Die schlimmen Folgen der Erbsünde liegen für uns nach der Erlösung vor allem in der Unordnung im Menschen, in dem Durchbrechen der Begierde und in der damit verbundenen Einengung von Erkenntnis und Willen. Mehr ist im Menschen nicht verdorben. Freilich ist damit schon genug geschehen. Immerhin ist also der Mensch durch die Erbsünde nicht schlecht geworden, sondern nur unvollkommen, besser, er hat sich durch die Ursünde zur Ruine verunstaltet.

Wir können aber auch nicht mehr sagen: Der Mensch ist gut, weil Gott ihn geschaffen hat, da Gott nur Gutes schaffen kann. Denn wohl hat Gott den Menschen als den „erbadeligen Uebermenschen“ erschaffen wollen. Aber der Mensch selber hat diese Vollkommenheit des Menschseins zerstört und sie zu jener Ruine zerschlagen, als die uns der jetzt lebende Mensch nun einmal entgegentritt. Wenn wir heute vom Menschen sprechen, müssen wir immer miteinrechnen, daß wir den Menschen nicht mehr so sehen, wie er aus Gottes Hand hervorging, daß vielmehr nur jener entstellte Mensch lebt, zu dem menschliche Sündhaftigkeit und Satans Bosheit das wunderfame Gottesgeschöpf verdorben hat.

### Dunkelheit?

Diese Ausführungen konnten und wollten selbstverständlich nicht alle Geheimnisse der Erbsünde enträtseln, nicht alle Zweifel klären, beantworten. Denn obschon wir uns die Erbsünde in etwa verständlich machen können, bleibt sie uns im letzten ein Geheimnis, schon deshalb, weil sie drei große Geheimnisse zur Voraussetzung hat:

die Durchgöttlichung des Menschen, seine Erhebung zur Gotteskindschaft durch die heiligmachende Gnade, die Durchseelung des Leibes und die Tatsache der Gnadenvererbung.

Daher werden wir die Erbsünde niemals jenen Menschen verständlich machen können, die diese drei Geheimnisse nicht anzuerkennen vermögen. Sie müssen die Erbsünde stets mißverstehen und mißdeuten.

### Richtig sehen.

Es geht mit dieser Glaubenslehre wie mit fast allen kirchlichen Dogmen. Man muß sie von innen her sehen, nicht von außen.

Stelle dich einmal vor eine alte Kirche, wenn die Sonne ganz besonders schön scheint, und schau dir die Kirchenfenster von außen an! Was siehst du? Merkwürdig farbloses, dunkles, undurchsichtiges Glas mit einem Gewirr von Bleistäben. Da kann man eigentlich nur fragen: Welcher Wirtkopf hat ein so sinnloses, unruhiges Fenster dort eingesetzt? Die ganze Kirche scheint dadurch verunstaltet.

Dann aber gehe in die Kirche hinein. Ach, was ist das für ein Glanz! Wie strahlend hell und leuchtend sprechen dich die Farben an! Welche Himmelsherrlichkeit leuchtet dort aus der Krönung Mariens! Die Dreifaltigkeit erhebt sie, und die Engel umjubeln sie in Freude und Ehrfurcht. Und auf einmal weißt du es nicht nur mit dem nüchternen Verstande, du siehst es mit deinen Augen, und dein ganzes Herz geht vor Freude hoch auf: Nein, kein Wirtkopf hat dieses Fenster geschaffen, sondern ein großer Künstler. Nein, dieses Fenster ist nicht sinnlos, sondern ein großer Künstler, sondern ein Kunstwerk hohen Ranges, eine Zierde des ganzen Gotteshauses.

Vor auf aber kam es nur an, um zu dieser Erkenntnis zu kommen? Darauf, daß man das Fenster von der rechten Seite schaute, aus dem Innenraum der Kirche, nicht von außen her.

So ist es mit dem katholischen Glauben in seiner Gesamtheit und mit jeder Glaubenslehre im einzelnen. Man kann nicht „von außen her“ über sie disputieren. Man muß erst in die Kirche eintreten und dann die Wahrheit von innen her sehen. Dann leuchtet das zunächst so Unverständliche oft von selber ein. Es gibt aber nur einen Weg in die Kirche, die Gnade. Und nur ein Tor führt zu diesem Wege: das Gebet.

Daraus folgt aber auch: Es hat keinen Sinn, mit jemand, der über den Glauben oder über irgendeinen Glaubenssatz (wie z. B. über die Erbsünde) einen Streit beginnt, zu disputieren. Ueber den Glauben kann man nur mit Menschen sprechen, die glauben wollen. Sonst aber kann man nur Einwände abweisen um der Glaubenden willen, die mit diesen Einwänden wankend gemacht werden sollen. Den „Angreifer“ selbst wird man nie „befehren“.

### Keine Bergeglücklichkeit!

Wenn uns selbst aber das Geheimnis der Erbsünde Schwierigkeiten macht, wollen wir eins nicht vergessen, was so oft bei diesem Geheimnis außeracht gelassen wird: Man darf niemals eine christliche Wahrheit aus ihrem Zusammenhang reißen und für sich allein betrachten. Man muß immer zusehen, welchen Sinn sie in der Gesamtheit des christlichen Glaubens hat.

Der im Paradiese richtende Gott ist zugleich auch der Erlösergott. Schon bei seinem Strafgerichte wußte er, wie er den Menschen in die von Anfang an gewollte Durchgöttlichung hinaufheben konnte. Wir dürfen niemals den Richter Gott des Paradieses vom Vatergott Christi scheiden. Wir dürfen nicht nur den Fluch über Mensch und Erde hören, sondern auch die sofort anschließende Verheißung: „Feindschaft will ich setzen zwischen dir (der Schlange) und der Frau (Maria), zwischen deiner Nachkommenschaft und ihrer Nachkommenschaft (Christus). Sie (Christus) wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihrer Ferse nachstellen.“ Am Kreuze traf Christus die Schlange. Der Gott aber, der das Urteil über die Ursünde fällte, ist zugleich der Gott, der „den Menschen zwar wunderbar im Paradiese erschaffen aber noch wunderbarer in der Erlösung neugeschaffen hat“.

## Christ und Lazarett

Der Krieg schlägt viele Wunden. Zwar ist in diesem Kriege, gemessen an seinen weltgeschichtlichen Erfolgen für uns Deutsche und im Vergleich zu den furchtbaren Verlusten des Weltkrieges, die Zahl auch der Verwundeten ebenso erstaunlich gering geblieben wie die der Gefallenen. Aber jedes Leben ist für uns ein kostbares Gut, und das Leben der Verwundeten, die an ihrem Körper die Zeichen ihres Opfers tragen, ist der Nation ein besonders wertvoller Schatz. Alles Bemühen ist darum darauf gerichtet, die Leiden der Verwundeten und Kranken zu lindern und ihre Genesung mit allen Mitteln zu fördern.

Die Verwundetenfürsorge ist eine Pflicht allgemeiner Menschlichkeit. Die Art, wie ein Volk sich der verwundeten Krieger, der eigenen wie der des Feindes, annimmt, ist geradezu ein Gradmesser seines sittlichen Wertes. Weit höher aber als die allgemeine menschliche Pflicht steht die im Gottesgebot über die Nächstenliebe begründete Christenpflicht, und noch weit mehr ist daher das Verhalten eines Volkes gegen die Verwundeten und Kampfunfähigen der Gradmesser wahren Christentums.

Am 22. August jährte sich wiederum der Tag, an dem im Jahre 1864 nach dem deutsch-dänischen Krieg dank den Bestrebungen des schweizerischen Menschenfreundes Henry Dunant die sog. Genfer Konvention abgeschlossen wurde. „Die Verbesserung des Loses der Verwundeten und Kranken im Felde“ war ihr Ziel. Alle zivilisierten Staaten, selbst Herrscher über farbige Völker, unterschrieben sie und erklärten sich bereit, ihre Bestimmungen in ihre Militärgesetzgebung aufzunehmen. Das ist auch geschehen. Aber leider haben schon im Weltkrieg und auch wieder in diesem Kriege unsere Gegner recht häufig und schwer gegen diese von ihnen feierlich übernommenen Verpflichtungen verstoßen. Wie viele Bomben und Granaten sind auf Lazarett und Krankenhäuser gefallen, obwohl das rote Kreuz sie hätte vor jedem Angriff schützen sollen! Wie oft haben feindliche Flieger unsere im Dienst der Menschlichkeit stehenden und unbewaffneten Seerettungsflugzeuge angegriffen und schon eine ganze Anzahl von ihnen zum Abbruch gebracht! In diesem Gebenstage also, auf den stolz zu sein die sog. Menschlichkeit nicht überall übermäßige Veranlassung hat, fühlt sich der wahre Christ um so stärker verbunden mit allen, die, nach dem Geiste des Christentums handelnd,

dem verwundeten und kranken Krieger alle Liebe und Ehrfurcht erweisen, die ihm zukommt.

Lazarett! Wo immer dieser Name dem Christen entgegentritt, erinnert er ihn an seine Herkunft. Er stammt aus der biblischen Geschichte und geht auf jenen Lazarus zurück, der mit Geschwüren bedeckt vor der Türe des reichen Prassers lag (Luk. 16, 19—31), nicht auf jenen anderen Lazarus, den vertrauten Freund des Herrn, der von Christus von den Toten auferweckt wurde. Biewohl dieser arme Lazarus keine geschichtliche Persönlichkeit war, da der Herr nur in Gleichnisform über ihn sprach, wurde er in der Folge doch der Inbegriff des Aermsten unter den Kranken, des Ausfälligen. Was man im Mittelalter „Lazarus-Häuser“ nannte, waren fast ausnahmslos die außerhalb der eigentlichen Wohnbereiche an Städten und größeren Dörfern gelegenen Leprosen- oder, wie man sie auch hieß, „Gutleut-Häuser“, die erst später, als die furchtbare Krankheit des Aussages allmählich aus unseren Ländern verschwand, zu allgemeinen Krankenhäusern wurden.

Sagt der Christ von einem Kranken, er sei „ein armer Lazarus“, dann will er zum Ausdruck bringen, daß er ihm alles Mitgefühl seines Herzens entgegenbringt und alle Bereitschaft, ihm beizustehen, auch wenn er weiß, daß für ihn noch so gut gesorgt ist. Jeder Verwundete oder Kranke, der um des Vaterlandes willen leidet, steht ihm innerlich nahe wie ein Angehöriger der eigenen Familie. Wenn er ihm naht, kommt er nicht als Gebender, der Wohlthaten zu erweisen hat, sondern als Bittender, der sich freut, wenn er die um des Volkes und Vaterlandes willen vollbrachte Opfertat irgendwie vergelten darf.

W.-A.

Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach a. N. hat nach einer Mitteilung der Stuttgarter „Katholischen Kirchenwoche“ die Erstausgaben von zwei Werken des berühmten Schriftstellers und Predigers Abraham a Sancta Clara erworben, nämlich den „Geistlichen Kramerladen voller apostolischen Baaren und Wahrheiten“ und die vierbändige Predigtsammlung, die unter dem Titel „Judas der Erzschelm für ehrliche Leut“ erschienen ist. Eine wertvolle Bereicherung des Museums ist ferner die Stiftung des ganzen Nachlasses von Hermann Hefele, der am 30. März 1936 in Braunsberg als Professor an der Philosophisch-Theologischen Akademie starb.

## St. Antonius — wie er wirklich war

In fast keiner unserer Kirchen fehlt ein Bild des heiligen Antonius. Viele verehren diesen Heiligen, alle großen und kleinen Kümmernisse des Lebens werden vor ihn hingetragen; er ist der Schutzheilige der Frauen und Behüter der Ehe, ein Helfer gegen Fieber und Seuchen und vor allem der Wiederbringer verlorener Sachen.

Ob die Beter wohl alle wissen, wer Sanct Antonius wirklich war? Halten sie ihn nicht für einen milden Wohltäter, der den Menschen voller Liebe zulächelte, so wie dem göttlichen Kinde, das er auf seinen Armen hält? O ja, er konnte auch liebevoll lächeln, der große Menschenfreund. Er konnte sich aber auch ereifern, sich durchsetzen, kämpfen. Von der Stärke dieses Heiligen wollen wir einmal reden, von seinem Feuereifer und seinem Wert.

Antonius war Portugiese, und da er mehr der Wissenschaft zuneigte als dem fröhlichen Hofsleben, verließ er den Reichtum seines Hauses und wurde Augustinerchorherr. Im Kloster Santa Cruz zu Coimbra ergab er sich ganz dem Studium der heiligen Bücher, so daß er schon als junger Novize einer der Gelehrtesten war und bald zum Priester geweiht wurde.

In der Nähe des angesehenen Kloster Santa Cruz hausten in einer armen Hütte ein paar Minderbrüder, Anhänger des heiligen Franz, der zu dieser Zeit in Italien predigte. Sie kamen des öfteren bettelnd nach Santa Cruz, und Antonius mag sie ein wenig von oben herab angesehen haben, wie sie dort in ihren gestickten Kutten standen, ungelehrt und einsältig, aber fröhlichen Herzens. Als aber fünf Minderbrüder für ihren Herrn und Meister nach Afrika zogen, um das Evangelium zu predigen — ein gefährvolles Unterfangen, das ihnen ein qualvolles Martyrium einbrachte — da erkannte er plötzlich, wie wenig er bisher für Gott gewagt hatte. Sein gelehrtes Leben kam ihm allzu bequem und unnütz vor, sein Ehrgeiz, ein zweiter Augustinus zu werden, erschien ihm nun wie lächerlicher Hochmut.

Der Ruf Gottes war an Antonius ergangen, und er zögerte nicht, ein ehrenvolles Leben zu verlassen, um den Minderbrüdern zu folgen. Trotz großer Schwierigkeiten und der Spötteleien seiner Umgebung legte er das arme Kleid der Franziskaner an und zog aus, das Missionswerk der fünf Märtyrer fortzusetzen. Doch Antonius sollte sein Ziel nicht erreichen. Eine heftige Krankheit befiel ihn, die ihn stumm machte und unfähig, das schwere Befehrwort zu verrichten. Schweren Herzens kehrte er um. Es war ihm indes nicht vergönnt, seine Heimat wieder zu erreichen. Ein Schiffbruch verschlug ihn nach Sizilien.

Als Bettler durchwanderte Antonius nun Italien, Assisi und Franziskus entgegen. Vater Franz war von Menschenmengen umlagert, und es gelang dem Zugewanderten nicht, ihn zu sprechen. Bescheiden wandte sich deshalb Antonius an Bruder Gratian und ließ sich von diesem einen Platz in der Einsiedelei Monte Paoli bei Forli anweisen. Hier diente der gelehrte Portugiese zwölf Monate lang den anderen Brüdern, ohne von seiner Gelehrsamkeit Kunde zu geben. Er tat die niedrigste Arbeit und lernte von den Einsiedlern das Leben mit der Natur und die fröhliche Zugewandtheit zu Gott, bis ein Zufall seine Begabung offenbarte. Bei einer Primizfeier wurde er im Namen des Gehorsams aufgefordert, unvorbereitet eine Ansprache zu halten. Wie ein gestautes Wasser quoll es nun aus Antonius empor. Er hielt eine Rede von solcher Innigkeit und Kraft der Gedanken, daß die Zuhörer erstaunten und eilig dem heiligen Franziskus davon Mitteilung machten. Vater Franziskus hielt zwar mehr von der Einfachheit des Herzens als von wissenschaftlicher Schärfe, aber er wußte wohl, daß die italienischen Städter eher durch Geisteskraft als durch Herzensfrömmigkeit zu gewinnen waren, zumal die Städter in der Romagna der gefährlichen Irrlehre der Katharer verfallen waren. Die Katharer verwarfen die Sakramente, lehrten, daß die Welt durch Luzifer geschaffen sei, und predigten zweierlei Moral: die eine für die „Vollkommenen“, die andere für die „Gläubigen“. Von Stadt zu Stadt zogen die Prediger der Katharer, und so gab Franziskus Antonius den Auftrag, begabte Minderbrüder in der Wissenschaft zu schulen und selbst den Predigerfeldzug gegen die Irrlehrer zu beginnen.

Antonius widmete sich seinem neuen Amt mit Feuereifer. Die Gewalt seiner Rede war wie ein brausender Sturm, seine Beharrlichkeit besiegte alle Schwierigkeiten, so daß in kurzer Zeit das unmöglich Scheinende geschehen war: die Romagna war von den Katharern befreit! Aber nicht nur dies. Ein weiteres Werk blieb zu tun. Fehde und Sittenlosigkeit herrschten allenthalben. Der Gott Mammon hatte sein Haupt erhoben, und die sich Christen nannten, zögerten nicht, die Armen auszubeuten und sie ihrer Schulden wegen mit Frau und Kindern ins Gefängnis zu werfen. Antonius kannte keine Furcht. Er nannte die Laster beim Namen und rief denen, die es anging, ihre Schande ins Gesicht. Und wiederum geschah das unmöglich Scheinende: Sitte und Friede kamen allmählich ins Land. Die Schuldnechtschaft ging zurück, ein neues Gesetz trat an die Stelle des veralteten, das der Ausbeutung Vorschub geleistet hatte. Die Armen jubelten ihrem Befreier zu, ein neuer Frühling brach an. Wenn Antonius predigte, waren die Kirchen so überfüllt, daß sie nicht ausreichten und die Wiesenplätze vor der Stadt dazugenommen werden mußten. Der Reichthum des Heiligen war von Menschen umlagert, und neben den Armen und Niedrigen knieten die Reichen und Vermögenden.

Das Werk, das Antonius zu seiner Zeit vollbrachte, ist fast übermenschlich zu nennen. Aber es forderte auch übermenschliche Kräfte. So nimmt es nicht wunder, daß die Kräfte des allzeit Kränklichen schon zu einer Zeit verbraucht waren, da andere in der Vollkraft ihrer Jahre stehen; im Alter von 46 Jahren starb der Heilige, auf

dem Wege zu seiner geliebten Stadt Padua, die im prunkvollen Dom seine Gebeine birgt. „Il santo“ (der Heilige) nannte ihn das italienische Volk, und vor seinem Bilde knien zu jeder Stunde des Tages Beter, in Italien ebenso wie bei uns. St.

## St. Rochus, der Schutzpatron vor Pest und Seuchen

Zu seinem Fest am 18. August.

Eine der vollstümlichsten Heiligengestalten ist der hl. Rochus. Ihm fehlt nicht allein die kirchliche Kanonisation, auch sein Festtag wurde bisher nicht einheitlich begangen. Trotzdem hat besonders die katholische Landbevölkerung in Deutschland, Italien und Frankreich ein unbegrenztes Vertrauen zu der Fürbitte des Heiligen, wenn Seuchen im Lande Menschen und Vieh bedrohen oder heimsuchen.

Rochus wurde geboren um das Jahr 1295 in der westgotischen Stadt Montpellier. Seine frommen Eltern starben früh. Allein geblieben, vererbte der junge Rochus sein großes Erbe an die Armen und begab sich mit knapp 18 Jahren auf die Pilgerschaft nach Rom. Unterwegs pflegte er an den Orten, die er durchwanderte, die Kranken, besonders aber die Unglücklichen, die an der damals so häufig wütenden Pest litten. Viele der Kranken heilte er durch das hl. Kreuzzeichen. So auch in Rom, wo Rochus nach der Genesung eines Kardinals auf die Fürbitte seines jungen Pflegers auch vom hl. Vater empfangen wurde.

Im Jahre 1320 begab sich Rochus auf die Heimfahrt von Rom. Unterwegs jedoch, in Piacenza, wurde er selber von der heimtückischen Seuche, der Pest, befallen. Er zog sich zurück in eine Hütte im Wald bei der Stadt. Er, der so viele Pestfranke gepflegt und geheilt hatte, wollte keinem zur Last fallen. Da griff Gottes Fürsorge sichtbar ein. Ein Engel stärkte den einsamen Kranken, und ein fremder Hund brachte ihm täglich das nötige Brot. Wieder genesen, zog Rochus weiter seiner Heimat zu. Diese bereitete ihm einen recht unfreundlichen Empfang. In Montpellier wurde Rochus nicht wieder erkannt. Da er aus Demut seinen vornehmen Namen nicht sagen wollte, wurde er von seinem eigenen Oheim als feindlicher Spion ins Gefängnis geworfen. Dort schmachtete er fünf Jahre, bis am 16. August 1327 ihn der Tod erlöste. Jetzt erst wurde Rochus an einem Muttermal an seinem Leibe erkannt und würdig beigesetzt. (Sein Fest ist jetzt von Rom einheitlich auf den 18. August festgesetzt.)

Die Verehrung des hl. Rochus verbreitete sich über Frankreich hinaus erst hundert Jahre nach seinem Tode, besonders von Venedig aus, wohin die Gebeine des Heiligen 1485 überführt wurden. Schon einige Jahre vorher war in derselben Stadt eine ausführliche Lebensbeschreibung des Heiligen veröffentlicht worden. Auf den Wegen des venezianischen Handels kam die Verehrung des hl. Rochus bald auch nach Deutschland. Eines der schönsten deutschen Rochusbilder, die Statue in Obersimonswald im Schwarzwald, muß schon um 1450 entstanden sein. Am berühmtesten ist in Deutschland das Rochus-Heiligtum auf dem Rochusberg bei Bingen. Die Wallfahrt dorthin erregte die Aufmerksamkeit keines Geringeren als Goethes und wurde auch von ihm beschrieben. Noch heute ist es Ehrenpflicht der Bauern und Winzer aus dem Rheingau und den Nachbargebieten, im August zum St. Rochusberge zu pilgern. Die heutige Rochuskapelle dort ist gegen Ende des 19. Jahrhunderts von dem bekannten Baumeister M. Medel errichtet worden.

Auch im Ermland hat der hl. Rochus zahlreiche Verehrer. In diesem Jahre erfährt der St. Rochuskult eine besondere Ehrung dadurch, daß unser Hochwürdigster Herr Bischof Maximilian an dem St. Rochusfest in Jonkendorf teilnimmt und die Festpredigt hält.

Darstellungen des hl. Rochus sowohl in der Malerei wie in der Plastik finden sich sehr häufig. Unsere größten Maler und Bildhauer haben sich daran versucht. Meist zeigt der hl. Pilgersmann jugendliche, hagere Züge. Den Pilgerstab hat er in der einen Hand; mit der anderen zeigt er eine Pestbeule am Knie. Oft steht ein Engel dem Heiligen zur Seite und auch ein Hund, der im Maul ein Stück Brot trägt.

### „Der Hirt trägt das Schicksal seiner Herde mit.“

In der Zeitschrift „Die Getreuen“ schildert Nikolaus Janßen das Schicksal der Priester von Eupen-Malmedy folgendermaßen: „Alle Priester, die bei der Annekterung im Lande waren, waren deutsche Seelsorger. Während die politischen Beamten vom Reich zurückgezogen wurden, entschied die kirchliche oberste Instanz: „Der Hirt trägt das Schicksal seiner Herde mit.“ Das war für die Priester eine harte Entscheidung. Daß sie unter steter Aufsicht hinsichtlich ihrer politischen Gesinnung standen, ist erklärlich. Manches tief tragische Priester-Schicksal ist hier in 20 Jahren entschieden worden. Für die Gläubigen war das Verbleiben der deutschen Seelsorger ein, ja man kann sagen, der einzige Trost neben dem Bewußtsein, nicht vergessen zu sein. So waren die Gläubigen für die erste Zeit unter ihren deutschen Seelsorgern geblieben. Allmählich riß der Tod Lücken in die bisherige Reihe, andere Priester wurden wegen ihrer angeblichen deutschen Gesinnung ausgewiesen, andere verließen das Ländchen, weil sie die Unmöglichkeit spürten, erfolgreich wirken zu können.“

Die Jesuiten in Barcelona haben ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. Ein Teil der Kollegien ist wieder geöffnet. Das große Ignatiuskolleg in der Vorstadt Saria zählt schon wieder 3000 Studenten.

## Ein Papst, der nur 13 Tage regierte

An einem sonnigen Herbsttag saß Papst Sixtus V. bei seinem, wie gewöhnlich, sehr einfachen Mahl, zu dem er einige Kardinäle eingeladen hatte. Klug und besonnen in allem, lebte Sixtus V. sehr einfach und bevorzugte auf seiner Tafel Gemüse und Obst. Gerade war er dabei, eine Birne zu zerschneiden und fand hintereinander, trotz schönem Neupferren, nur schlechte, verdorbene Früchte. Sein lächelnd, wandte sich der alte Papst zu einem der neben ihm sitzenden Kardinäle und sagte mit freundlicher Stimme: „Mir scheint, die Römer haben nun bald genug an den Birnen und werden zum Herbst hin die Kastanien vorziehen!“ Der kluge Papst hatte damit ein Wortspiel auf seinen Namen, Felice Peretti, gemacht, da ja die Birne auf italienisch „Pere“ heißt. Zugleich hatte Sixtus V. aber auch an den Namen eines mitfressenden Kardinals, Gaetano Castagna, erinnert. Dieser Kardinal war in Rom geboren, gehörte einer vornehmen Familie aus Genua an und hatte an der Kurie eine glänzende Laufbahn gemacht. Er hatte auch den Kardinal Boncompagni nach Spanien begleitet. Bei dieser Mission war der spätere Papst Sixtus V. noch als Monsignore Peretti und in der Eigenschaft als beratender Theologe dabei, und als die päpstliche Mission im Schloß von Madrid beim König zu Tisch saß, rief ein geistreicher Höfling aus: „Majestät speisen ja heute im Beisein von drei künftigen Päpsten!“

Diese Prophezeiung traf ein, und es wunderte sich in Rom eigentlich niemand, als nach dem Tod des Papstes Sixtus V. Kardinal Gaetano Castagna Papst wurde. Sixtus, der Große und Unvergessliche, war am 27. August 1590 gestorben, und nur kurze Zeit darnach, schon am 15. September, wurde Castagna zum Papst gewählt. Er nahm den Namen Urban VII. an und versprach in der leutseligsten Weise, gegen jedermann gerecht und gütig zu sein.

Ganz Rom sah mit Freuden ein ruhiges Pontifikat vor sich. Urban VII. ließ sich sogleich nach seiner Wahl die Namen aller römischen Armen aufzeichnen, um ihnen Gutes zu tun. Sogleich ließ er auch große Schulden nach. Vor allem aber hörten die Römer mit Freuden, daß der neue Papst gesonnen sei, alle Bauten Sixtus V. zu vollenden. Denn die Römer sind zu allen Zeiten überaus stolz auf ihre unvergleichliche Vaterstadt gewesen, und jene, welche ihren Glanz und Reichtum mehrten, errangen auf den Sieben Hügeln die Unsterblichkeit. Nachdem der neue Papst die beiden ersten Tage seines Pontifikats mit Ordnen und Versprechen zugebracht, fühlte er sich am dritten nicht ganz wohl. Schwer lastete die schwüle Septemberhitze auf der ewigen Stadt, denn fast zu keiner Jahreszeit herrscht so viel afrikanischer Scirocco als gerade im September. Der damals wohl noch sehr malerische, aber höchst ungesund ausdünstende Tiber floß wie ein armieliges Bäcklein, über seinen Abwässern aber brütete die Malaria schlimmer denn je.

Der Papst, der seine Kräfte schwinden fühlte, hat seine Umgebung, man möge ihn vom ungesunden, zu nahe am Fluß gelegenen Vatikan nach dem hochgelegenen, gesunden Quirinal übersiedeln lassen. Sehr eindringlich hielten die Zeremoniäre dem Papst vor,

daß es absolut nicht der hergebrachten Etikette entspreche, daß ein noch nicht gekrönter Papst den Vatikan verlasse. Was würden auch die Römer sagen, wenn ihr „Papa Re“ ungekrönt durch die Stadt fahre. Am sechsten Tage nach seiner Wahl schüttelte ihn das Fieber so sehr, daß er sich zu Bett begeben mußte, und von da an ist er nicht mehr aufgestanden. Am dreizehnten Tage seines mit so vielem Wohlwollen begrüßten und mit so zahlreichen guten Vorsätzen begonnenen Pontifikats schlummerte der Papst zu einem besseren Leben ein.

Ein tiefblauer Himmel stand über der Ewigen Stadt, sanft wehte der Wind von den albanischen Bergen, als die gesamten Glocken des päpstlichen Roms begannen, dem toten Papst das Sterbegeläute zu singen. Bang und klagend zogen die ersten Töne über die Stadt und das Land hin, und wieder wußten die Römer, daß sie einen guten Vater verloren hatten. Als sie dann von der päpstlichen Dienerschaft hörten, der sterbende Papst habe seiner Umgebung gesagt, es sei sicher gut, daß Gott ihn so schnell heimhole, da er ja doch vielleicht nicht instande gewesen wäre, alle seine guten Vorsätze auch auszuführen, da trauernten die Römer aufrichtig um einen Papst, der so edelmütig gewesen. Als man den gütigen Urban VII. in St. Peter zur letzten Ruhe trug, als wieder nach einem herrlichen Herbsttag alle Glocken der Ewigen Stadt zu Trauer und Totenmetten riefen, da strömte das Volk in Scharen herbei, um jenem Papst, der nur 13 Tage regiert hatte, im Tod zu huldigen, dem es bei seiner Krönung nicht hatte jubeln können.

J. S. B.

### Was ein Neutraler von unseren Soldaten erzählt.

„Was ich in Flandern sah,“ erzählt der südamerikanische Rundfunkberichter Juan J. Thoma e in der Wochenzeitung „Das Reich“. Es ist ihm aufgefallen, daß in vielen vom Kampf verwüsteten Orten die Kirchen erhalten geblieben sind. Ueber die Treffsicherheit der deutschen Bomber kann er sich nicht genug wundern. Er zählt eine Reihe von Denkmälern auf, die offenbar sorgfältig gesichert worden sind, genau wie die Kirchen. In Ostende hat er miterlebt, wie auf offener Straße eine Sondermeldung des Rundfunks aufgenommen wurde. „Und dann leise anklingend, mit jeder Strophe sich verstärkend, das Niederländische Dankgebet. Unter einem herrlichen Sternenhimmel auf der Promenade von Ostende stand unsere kleine Wagenkolonne. Ueber uns hörten wir das Summen eines englischen Fliegers. Und die deutschen Offiziere und Soldaten waren aus ihren Wagen gestiegen, hatten die Mühen angenommen und standen mit gefalteten Händen da.“

Demgegenüber weiß der „Reichswart“ zu berichten, daß in den kleineren Orten vor Gent die Kirchen teilweise erheblich beschädigt sind, und zwar immer von einer Richtung, von Westen her. Die Mut über ihren Rückzug haben die Engländer auch an Gotteshäusern ausgelassen. Wahrscheinlich wollten sie diese Schandtat den Deutschen anhängen. Der Plan ist mißlungen, ebenso wie in Loewen, wo sie die eigene Brandstiftung in der Bibliothek deutschen Soldaten zuschieben wollten. In beiden Fällen hat sich die Wahrheit durchgesetzt.

## Der gute Mensch

Von Friedrich Franz Goldau.

Bei einem Vorstoß hatte es ihn erwischt. Er lag mit einem Brustschuß zur Ausheilung im Städtischen Krankenhause meiner Heimatstadt. Ich suchte ihn auf und wunderte mich seiner ergebenen Ruhe.

Petri war Vierziger, Zivilingenieur. Von Jugend auf war er ein tollernder Bruder und Nörgler gewesen. Einen wahrhaften Freund hatte er nie gehabt. Er war ein hochfahrender, sehr reizbarer Kopf.

Ich fragte ihn nun, wie es ihm gehe.

Trotz empfindlicher Schmerzen lächelte er: „Besser als jemals in meinen vierzig Lebensjahren. Der Brustschuß hätte meinen Lebensfaden zerreißen können, aber er führte zum Leben. Das verstehen Sie wohl nicht?“

Gewiß konnte ich das nicht so ohne weiteres verstehen, und ich fragte ihn, ob ihm das Sprechen nicht Schmerzen bereite. Er verneinte. „Das Sprechen nicht. Ich habe durch die Verwundung einen guten Menschen gefunden.“

Nun war ich interessiert. Ich setzte mich so nahe, daß er nicht zu laut zu sprechen brauchte, und er erzählte:

„Der gute Mensch mußte eigentlich der alltägliche sein. Es ist leider nicht so. Ich habe in meinen vierzig Lebensjahren nicht einen einzigen Menschen gefunden, der wirklich gut war, wirklich gut, meine ich. Nicht jene Freunde, die mit uns feigen oder Skat spielen, auch nicht jene, die den Armen geben, sind deshalb schon gut. Wenn es so wäre, dann gäbe es ja eine Unmenge guter Menschen auf Erden. Und das will doch wohl keiner behaupten. Gutsein ist etwas anderes.“

„Strengt das Sprechen Sie nicht an?“

„Nein,“ sagte er. „Bestimmt nicht. Ich muß Ihnen erzählen. Es ist zu schön, wenn ich davon sprechen darf. Gutsein ist das Ueberströmen der eigenen Herzengüte auf andere, auf alle, nicht nur mit Auswahl. Der wahrhaft gute Mensch ist gegen alle gut, wenn auch diejenigen, die ihm nahe stehen, seine Güte viel mehr empfinden als der Fernstehende. Vor allem trägt der gute Mensch ein herzliches Mitleid mit dem Mitmenschen, auch mit seinen Untergebenen. Die Schmerzen seiner Untergebenen sind seine eigenen. Und...“

„Strengt es Sie wirklich nicht zu sehr an?“

„Nein. Wirklich nicht.“ schüttelte er mit sonnigem Lächeln den Kopf. „Ich freue mich, es Ihnen erzählen zu dürfen. Da war mein

Leutnant. Dreißig war er. Eine ganze Welt von Liebe, Hoffnung und Glaube leuchtet mir aus der Vergangenheit, wenn ich an ihn denke. Wer war ich denn, daß er, selbst schon am Oberschenkel verwundet, nach einem Vorstoß mich auf die Arme nahm, als ich mit einem Brustschuß zusammenbrach? Die blauen Bohnen pflissen uns um die Köpfe wie die Hagelkörner. Er hatte eine bildschöne Frau und ein liebes Kind in der Heimat und setzte sich meinetwegen der Gefahr aus. Wenn er mich nicht mehr tragen konnte, legte er mich sanft nieder, rieb mir die Hände, das Gesicht und die Beine und trug mich dann weiter, nachdem er sich ein wenig erholt hatte. Bei einem schubbrüngen, feuchtkalten Wetter und einem aufgeweichten Boden bei klatschendem Regen brauchte er vier Stunden in feindlichem Feuer, um mich die sechs Kilometer zu unserer Stellung zurückzutragen. Wissen Sie... er wischte sich die Augen, seitdem...“

Ich war erschüttert und wagte nicht, etwas zu sagen.

„Ein guter Mensch ist auch ein bescheidener, demütiger Mensch“, sprach er nach einer Weile weiter. „Rein einziges Wort des Hochmutes und der Ueberhebung kommt über seine Lippen. Er ist natürlich und gibt nicht bloß deshalb, weil es dem anderen Freude macht. Der gute Mensch will helfen und dienen, aber so, daß der andere nicht das Gefühl hat, ein Almosen empfangen zu haben, sondern es dankend hinnimmt als die selbstverständliche Gabe des besser gestellten Bruders. Der gute Mensch will niemals den Schein erwecken, als denke er an soziale Unterschiede. So einer war mein Leutnant.“

Nach einer kurzen Pause sagte ich, sein Leutnant habe denn, was ihn selbst und Petri betreffe, eine siegreiche Schlacht geschlagen, eine Ueberzeugung, der Petri zustimmte:

„Ja, eine siegreiche Schlacht! Durch ihn habe ich meinen verlorengegangenen Glauben wiedergefunden. Sie dürfen es mir glauben: Wirkliche Güte ist ein Teilhaben an Gottes unendlicher Güte. Von ihr strömt sie aus, zu ihr geht sie zurück. Jemand wird um so mehr ein guter Mensch werden, als er sich nach dem bildet, der die ewig unwandelbare Güte ist. Die Menschen sind aus sich selbst selbstfüchtig. Der eine will dem anderen das Seine nehmen. Selbstlose Güte stammt vom Himmel. Begreifen Sie nun, daß dieser Brustschuß mich zum Leben führte?“

Ich hatte ihn längst begriffen, drückte ihm die Hand und wünschte ihm baldige Genesung und die Erfüllung seines Wunsches, nach Friedensschluß in die Heimat seines Leutnants übersiedeln zu können, um in der Nähe eines Freundes und guten Menschen zu sein. Und ich ging in dem Bewußtsein, eine Stunde der Gnade erlebt zu haben, eine Stunde der Gottesnähe.

## Ein Beispiel höchsten Heldentums

Im „Reichswart“ vom 13. 6. 40 schreibt der Herausgeber dieser Zeitschrift von der Hochachtung, die jeder Deutsche dem Symbol des Kreuzes entgegen bringen müsse, und vertritt den Standpunkt, auch wenn man nicht auf dem Boden der christlichen Erlösungslehre stehe, „so verliert das Symbol des Gekreuzigten von seiner Lebendigkeit und Fülle nichts, es ist das Gegenteil der Schwachheit in höchster Steigerung, das Leiden in seinem äußersten Ausmaß und dessen Überwindung und, damit verbunden, daß ein nur annähernd ähnlicher Akt irgend eines Menschen auch im täglichen Leben beinahe nie ohne ergreifende und damit läuternde Wirkung auf andere bleibt. Dies wiederum hat sich im denkbar höchsten Grade bei Jesus gezeigt, zugleich als ein Beispiel höchsten Heldentums. Solange dies vom Menschen empfunden wird, wird auch dieses christliche Symbol lebendig bleiben und auch auf Menschen wirken, die nicht zum Christentum gehören. Das Leiden ist da auf der Erde und wird bleiben. Dieses ebenso weite wie tiefe Kapitel des Menschentums soll und kann hier natürlich nicht angeschnitten werden. Die beliebten Versuche, das Leiden wegzuleugnen zu wollen, werden daran nichts ändern. Diejenigen, welche nicht fähig sind, zu leiden, sind ebensowenig als menschliches Vorbild anzusehen, wie das Rhinoceros als ein Held, weil seine Haut gegen das Eindringen von Pfeilen schützt.“

## Mit Gott fang an

Aus den Lehren des Abraham a Santa Clara

Lauf und schnauf, daß du schwitzest wie ein Postknecht; schab und grab, daß dir die Hände hundert Blattern bekommen; treib und schreib, daß dir fast alle Finger erkrummen; reit und streit, daß dir fast die gesamten Kräfte vergehen, weh und heh, daß dir der Lebensatem zu kurz wird; hau und bau, daß du allen notwendigen Schlaf beiseits setzt; stid und stid, daß dir kein Feierabend einfällt; ropf und klop, daß dir auch der lange Tag zu kurz wird; laß und paß, daß dir auch die Geduld die Schwindsucht bekommt; du wirst gleichwohl nichts oder wenig erhalten, nichts oder wenig erwerben, nichts oder wenig erhaschen, wenn du deine Sache nicht mit Gott anfangst. Entgegen, tußt du Gott verehren, so wird dir Gott das Deinige vermehren. Schließ Gott nicht aus, sodann geht alles wohl im Haus. Ein Schiff ohne Ruder bist du, ein Vogel ohne Flügel bist du, ein Garten ohne Zaun bist du, ein Soldat ohne Waffen bist du, eine Speise ohne Salz bist du, ein Faß ohne Reis bist du, wenn du ohne Gott bist; fange demnach alles an in Gottes Namen, fahre in allem fort in Gottes Namen; sodann wirst du auch alles enden in Gottes Namen. Es bleibt dabei: Wer Gott verehrt, sein Glück vermehrt.

## Weltanschauung eines großen Wissenschaftlers

Als man dem großen Geographen Karl Ritter (Begründer der wissenschaftlichen Geographie, Universitätsprofessor in Berlin, gest. 1859) ein Album vorlegte mit der Bitte, er möge den Inhalt seiner gesamten Weltanschauungen mit wenigen Worten niederlegen, schrieb er: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Erde verkündet das Werk seiner Hände.“

## Unsterblichkeit.

Durch alle Geschöpfe erhebe dich zu mir, dem Schöpfer, und pflüde von allem eine Frucht: mich, das wahrhaftige Leben! Alles soll dir Leben als Frucht tragen, und die Teilnahme an mir mache dir zur Grundlage deines Daseins; denn so wirst du unsterblich sein. Johannes von Damaskus.

## Schmerzensmutter

Nun war Er dir wie niemals fern,  
Den selig du getragen,  
Da Er, wie ein zerborstner Stern,  
Ans Todesholz geschlagen,

Hoch zwischen Erd und Himmel hing,  
Den Leib, den deine Hände  
Gewiegt und den dein Arm umfing,  
Zerschneiden Schmerzensbrände.

Sein Haupt, einst süßer Schwalbe gleich  
An deine Brust gebettet,  
Ist nun geschmährt, zerquält und bleich  
An Dorn und Pfahl gefettet.

Und Seiner Stimme Glockenruf,  
Das Wort der Ewigkeiten,  
Das eine neue Erde schuf,  
Verdorrt in tiefen Leiden.

Ah Mutter, sieh! Dein Gott und Sohn  
Verstöhnt in Todeswunden,  
Du aber hast die Marterkron  
In deinem Geist empfunden.

M. Oswald.

Der Divisionspfarrer Franziskanerpater Dr. A. Stroid ist im Westen am 5. Juni gefallen. Im Weltkrieg war er Offizier gewesen. Die Todesanzeige sagt: „Die Vorsehung wollte es, daß er als Divisionspfarrer fast an derselben Stelle, wo ihm als Offizier des Weltkrieges das E. K. I und das Bewundetenabzeichen verliehen wurden, in reiflicher Erfüllung seiner priesterlich-seelsorgerlichen Aufgaben gegenüber seinen Kameraden sein Leben hingegeben hat.“

Schwester Matthaea von der Kongregation der Thuner Franziskanerinnen (Westfalen) ist gestorben. Sie hat 45 Jahre ihres Lebens in der Krankenpflege verbracht, im Weltkrieg war sie Oberschwester des Seuchenlazarets in Mezieres. Außer dem Eisernen Kreuz wurden ihr die Rote-Kreuz-Medaille 1. und 2. Kl. und das Goldene Kriegsdienst-Ehrenzeichen des Malteserordens verliehen.

Zum Kommissar für alle Seelsorgsangelegenheiten der deutschen Katholiken der Erzdiözese Prag wurde von Kardinal Dr. Kaspar Prälats Dr. Josef Grüner bestellt.

Dem Rektor der Katholischen Universität Mailand, P. Gemelli, hat der König und Kaiser Viktor Emanuel III. auf Vorschlag des Erziehungsministers Bottai den Goldenen Stern für Verdienste um das Schulwesen und den Fortschritt der Studien verliehen. Es handelt sich um eine hohe und seltene Auszeichnung, die eine bedeutende Anerkennung der verdienstvollen Arbeit des in ganz Italien angesehenen Rektors der Mailänder Herz-Jesu-Universität für die Erziehung und Fortbildung der Jugend darstellt.

Schriftleiter: Gerhard Schöpff (z. Zt. im Felde). Für die Schriftleitung z. Zt. verantwortlich: Direktor Schlüsener, Braunsberg, Rodelshöferstr. 15. Verlags- und Anzeigenleitung Direktor August Scharnowski, Braunsberg. Verlag: Caritasverband für die Diözese Ermland e. B. II. Kirchenstr. 2. Druck: Nova Zeitungsverlag G. m. b. H., Braunsberg. — Zur Zeit gilt Preisliste 2. — Anzeigenannahme bei der Geschäftsstelle des Ermlandischen Kirchenblattes, Braunsberg, Langgasse 22.

Sezugspreis: durch das Pfarramt monatl. 35 Pfg., Einzelnummer 10 Pfg. Bei Postbezug vierteljährlich 1,- M., mit Bestellgeld 1,18 M.

Inseratskosten: die 8 mal gespaltene Millimeterzeile 9 Pfg. — Inseratentst. — Schluß der Anzeigen-Aannahme Montag.

## Ursulinen/Altheide-Bad

Grafschaft Glatz

Neuzeitliches Haushalt unspensionat

Eintritt jederzeit.

## Das Fest des hl. Rochus

wird in Gr. Ramsau am Sonntag, d. 25. August 1940 gefeiert.

Matheblowski, Pfarrer.

Das Fest

## „Gottes Vorsehung“

wird in Bertung am Sonntag, dem 1. September 1940 gefeiert. Die Festpredigt hält der Hochw. Herr Bischof. Das Pfarramt.

Ich suche für meine Verwandte, Bauerntochter, 40 J. alt, at. Char., tabell. Vergangenh., angen. Fuß-, Ausst. u. 7000 M. Vermög., einen kath. Herrn m. Herzensbild. u. in sich. **zw. spät. Heirat** Berichswg. zugesich. u. verl. Zuschr. u. Nr. 243 an d. Erml. Kirchenbl. Brbg. erb.

Jungeselle, kath., 46 J. alt, Geschäftsteilhab., sucht pass. Damenbekauntschaft **Heirat.**

Nur schlank u. kath. Damen ohne Anhang im Alter von 38—40 J. m. Verm. od. Hausbes., welche d. gleiche Ziel hab., woll. ihre Zuschr. m. Bild senden u. Nr. 239 an das Erml. Kirchenblatt Braunsberg.

Jungeselle, kath., 42 J. alt, besitzt kl. Landwirtsch. i. d. Diaspora, Näh. Großstadt, sucht auf die. Wege pass.

## Lebensgefährtin

Ein. Verm. erw. **Einheirat** i. Grundst. nicht ausgesch. Nur ernsth. Bildausch. u. Nr. 249 a. d. Erml. Kirchenbl.

## Den Bewerbungen

aus Chiffre-Anzeigen bitten wir **keine Originalzeugnisse beizufügen:**

Zeugnisabschriften, Lichtbilder etc. sollen auf der Rückseite den Namen und die Anschrift des Bewerbers tragen.

Mädel, 21 J. alt, m. kl. Sprach., wünscht mit einem kathol. Herrn **zw. Heirat**

in Briefwechsl. zu treten. Handw. angen. Zuschr. m. Bild u. Nr. 244 an d. Erml. Kirchenbl. Brbg. erb. Kath. Fräulein, eigene Wohnung, aber einsam, sucht liebevollen

## Ehekameraden

bis zu 58 J. Zuschr. unt. Nr. 247 an d. Erml. Kirchenbl. Brbg. erb.

Selbst. Handwerksmü., 25 J. alt, wünscht mit nett., charaktervoll kathol. **zw. Heirat** zu treten. Jg. Witwe nicht ausgesch. Zuschrift. m. Bild (w. zurückgel.) u. Nr. 245 an d. Erml. Kirchenbl. Brbg. erb.

Kath. jg. Mädchen, 21 J. alt, 1,75 gr., möchte m. kath. jg. Mann in Briefwechsel **spät. Heirat.** Nur ernstgemeinte Zuschrift. sind zu richten unter Nr. 246 an das Erml. Kirchenblatt Braunsberg.

Jung. Reichsbeamter d. gehoben. Dienstes wünscht mit kath. anst. gebild., gut ausgeh. Mäd. (musik. bevorz.) bis zu 26 Jahr., Größe nicht unter 1,65 **zw. Heirat**

in Briefwechsl. zu tret. Zuschr. nur m. B. u. Nr. 248 a. d. Erml. Kirchenbl.

## Stütze

mit Kochkenntnissen, kath., Einderlieb, Familienanschl., wegen Verheiratung der jetzigen zum 1. Oktober 1940 gesucht. Bewerbungen an **Franz G. Welter, Elbing, Sonnenstraße 72.**

Wegen Heirat der jetzigen wird katholische zuverlässige, kinderliebe

## Stütze

oder Hausgehilfin mit Kochkenntniss. für 5 Personen-Haushalt zum 1. oder 15. Sept. gesucht. Bewerb. an **Dr. Fischer, Königsberg Pr. 9. Ratslinden 25**



## Pfarrentliche Nachrichten.

Sonntag, den 15. August 1940 (15. S. n. Pfingsten.)

Hl. Messen: 6 und 7 Uhr. 8 und 9 Uhr hl. Messen mit kurzer Predigt. 10 Uhr Pfarrgemeinschaftsmesse mit Predigt ( Kpl. Evers ) 18 Uhr Vesper.

Wochentags: Hl. Messen 6,15,7,8 Uhr. Dienstag 6 Uhr Gemeinschaftsmesse für die Jugend.

Beichtgelegenheit: Sonnabend von 16 u.20 Uhr ab. An den Wochentagen nach den ersten beiden hl. Messen. Sonntag von 6 Uhr früh an.

Wochendienst: Kaplan Zimmermann.

Kinder: Dienstag und Freitag um 8 Uhr Gemeinschaftsmesse, anschließend Kinderseelsorgsstunden.

Weibliche Jugend. Nochmal laden wir herzlich ein zur regelmäßigen Teilnahme an unseren Glaubensschulen. Plan am schwarzen Brett.

Männliche Jugend. Jeden Donnerstag um 19,30 Uhr ( nicht 20 Uhr! ) Kirchenliedprobe für Jungen und Jungmänner.

Pfarrgemeinschaftsmesse: Sonntag 10 Uhr.

Zweite Eingemeinde S.52 ( ausgenommen nach der Wandlung : Wahrer Gott, wir glauben Dir D. 166.)

Schlußlied: Über Ermlands grüne Fluren S. 245.

Nach der Messe ist eine kurze Kirchengesangsprobe für die Gemeinde!

Pfarrbücherei: Bücherausgabe: jeden Montag und Donnerstag von 18 - 20 Uhr.

Aus den Pfarrbüchern von St. Nikolai.

Taufen: Manfred Jürgen Fritz; Jürgen Michael Fahlke; Doris Renate Schlicht.

Trauungen: Anstreicher Franz Joseph Burghardt, Elbing und Maria Hohmann, Elbing.

Beerdigungen: Hubert Boukowski, Sohn d. Lehrers Alfons B., Damaschkestr. 28, 13 Jahre; Lehrer Johann Heller, Petri-str.21, 62 Jahre; Bruno Böhnert, Sohn des Zimmerers Friedrich B., Borsigstr. 9, 3 Jahre; Rentenempf. Anna Lengenfeld, Witwe, Königsbergerstr. 97, 86 Jahre; Jnv. Rentenempfängerin Anna Zimmermann, Gr. Wunderberg 37, 57 Jahre; Johannes Alfred Miethke, Sohn des Lagerarbeiters Alfred M., Grubenhagen 35a, 9 Jahre; Rentenempf. Margarete Kawecky, Witwe, Flurstr. 9, 76 Jahre; Jnv. Rentenempf. Rosalie Horn, Witwe, Königsbergerstr. 79, 69 Jahre.

Aufgebote: Techn. Angestellter Erich Lohmann, Elbing und Anna Hooge, Elbing; Kaufmann Josef Hirschberg, Marzenwerder und Hertha Peiser, Elbing; Maler Anton Mroß, Elbing und Klara Rosa Petrikowski, Lindenwald, Pfarrei Dt.Damerau.

